Nr. 12
25. November 1928

Blick in die Bücherwelt

Beilage
des Vorwärts

Erzählungen, Romane, Novellen.

Jack London: „Menschen der Tiefe".

Universitas-Verlag, Berlin. 270 Seiten. Preis broschiert 3 M., in Leinen geb. 4,80 M.

Als Motto müßte dieses Buch Zolas „j'accuse" tragen, denn es ist eine Anklage gegen die kapitalistische Gesellschaft, die sich nicht um das Los der vom Schicksal Geschlagenen kümmert, sondern sie noch immer tiefer in den Abgrund hineinstößt.

Die Londoner Elendsquartiere Whitechapel und Limehouse, Stadtviertel, wo Arbeiter und kleine Angestellte mit Verbrechern, Kontrollmädchen und den ausgedienten Veteranen der Arbeit zusammenhausen in dem größten Schmutz, in einer körperlichen und geistigen Verelendung ohnegleichen. Hierher kommt Jack London. Hier sieht er, der Arrivierte, der große amerikanische Schriftsteller, der sich langsam aus diesen Sphären herausgearbeitet hat, als Gleicher unter Gleichen, hier schrieb er 1902 sein erschütterndes Buch „Menschen der Tiefe".

Er geht voraussetzungslos an seine Arbeit, er will nur Zeuge sein, mit eigenen Augen sehen und sich nicht auf Gerüchte verlassen, und er erlebt dann ein Elend, das alles bisher Gekannte in den Schatten stellt. In einer kleinen Kammer haust eine vielköpfige Familie, das Geld reicht höchstens zu Brot, Fleisch bedeutet ein unerhörter Luxus, auch die geringste Neuanschaffung bleibt unerschwinglich. Dabei ist der Mann in fester Arbeit. Viel schlimmer steht es mit den anderen, die nicht arbeiten können. Höchstes Glück, wenn sie nachts in einem Obdachlosenasyl unterkommen, wenn sie auf der Straße Brotrinden oder verfaultes Obst finden. Und diese Aermsten der Armen werden schonungslos ausgebeutet. Prozentual bezahlen sie viel höhere Mieten als die Gutsituierten, bezahlen für verdorbene kraftlose Nahrungsmittel wahnsinnige Preise. Am erschütterndsten das Bild, das Jack London von der Jugend entwirft, die ohne jede Freude, kraftlos und ohne moralische Hemmungen aufwächst, zum Verbrechertum und zum Untergang verurteilt.

In kleinen Szenen, Feuilletons und Abhandlungen zeigt Jack London dieses fürchterliche Elend, völlig objektiv und scheinbar ungerührt, als ein Reporter, der Dichter ist und an den Schlaf, an das Gewissen der Welt rührt. Er schreibt eine Kulturkritik, die schonungslos die Rückseite der Medaille enthüllt, er photographiert das andere Gesicht des Kapitalismus, das niemand sehen mag. Die Macht der Gewerkschaften, der sozialistischen Organisationen hat heute vieles gebessert, darum darf aber nie vergessen werden, was einmal war.

Felix Scherret.

Joachim Ringelnatz: „Als Mariner im Kriege".

Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin. 385 Seiten. Preis 5,50 Mark.

Als der „brave Soldat Schwejk" erschien, da sagte man sich: Schade, daß bei uns nicht auch einer soviel Witz aufgebracht hat, um den Weltkrieg von der satirischen Seite zu betrachten! Nach dem ungeheuren Aufgebot von echtem und falschem Pathos lechzte man nach einer Schilderung aller Verrücktheiten, all des lächerlichen Schwindels, mit dem man uns damals dumm gemacht hat. Die wundervollen satirischen Szenen von Karl Kraus in Wien: „Die letzten Tage der Menschheit", sind ja leider viel zu wenig bekannt geworden.

Gerade, als wenn Joachim Ringelnatz unseren Ruf vernommen hatte, schenkt er uns eine Art Kriegstagebuch. Eine durchaus unheldische Angelegenheit, vorzüglich geeignet, alle Panzerkreuzer-Begeisterung abzukühlen. Der Verfasser, der sich hinter dem Namen „Gustav Hester" versteckt, wird als „Kuli", d. h. als Unteroffizier der Marine, von München nach Wilhelmshaven transportiert. Er gibt ganz offen zu, daß auch er von der Frontbegeisterung angesteckt war. Aber wie bald legt sich die! Die berühmte preußische Organisation klappt durchaus nicht, und sehr bald macht sich bei den nutzlos herumlungernden und mit stumpfsinnigem Garnisondienst gepiesackten Mannschaften eine allgemeine Wurschtigkeit geltend. Die Disziplin zerbröckelt schon in den ersten Kriegsjahren, nicht erst 1918.

Ringelnatz macht den ganzen Schwindel als aufmerksamer Beobachter mit, ohne sich übermäßig aufzuregen. Er wird ganz automatisch Maat, Obermaat und Leutnant und kümmert sich schließlich mehr um seine Eidechsen und Nattern, die er sich in einem Terrarium hält, und um sein kleines Gärtchen in den Dünen der Nordsee, als um Küstenwache und ähnlichen Zinober. Auf die Revolution ist er mit philosophischer Gelassenheit vorbereitet. Ideale waren da glücklicherweise nicht mehr zu zerteppern . . .

Eine gesunde und warm zu empfehlende Lektüre. Ein ganz besonders lustiges und liebenswürdiges Buch.

Hermann Hieber.

Ernst Glaeser: „Jahrgang 1902".

Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam, 354 S. Preis: brosch. 4 Mk., in Leinen 6 Mk.

Ernst Glaesers „Jahrgang 1902", kein Roman, sondern offenkundige Selbstbiographie des Sechsundzwanzigjährigen, weckt Aufsehen in doppelter Richtung: einmal als Beweis staunenswert instinktsicheren Künstlertums, zweitens als soziologisch äußerst wertvolle Entwicklungsgeschichte der heute gerade erwachsenen bürgerlichen Generation. Vermutlich allerdings, daß dies beides ursächlich miteinander zusammenhängt: daß eben die völlig ungewöhnlichen Zeitumstände, in denen die Kindheit jener Generation verlief, diesen kühlen, glasklaren Berichtsstil Glaesers erzeugten, — weil diese Jugend längst schon über jene schmerzlich aufklärenden Enttäuschungen hinweg ist, die allen früheren Generationen erst viel später bevorstanden. Wem an Illusionen einer „idealistischen" Jugend liegt, mag das beklagen; wer Wahrheitserkenntnis für wichtiger hält, kann kein Bedauern darüber fühlen.

Damit also entsteht aus Glaesers Buch, noch einmal allen Sinnen wahrnehmbar gemacht, das Bild der „Großen Zeit", gesehen aus der Perspektive des Kindes, des in einer Mittelstadt heranwachsenden Beamtensohnes aus „guter Familie": die feige Flucht der Eltern in Muckerei und Aestheten tum, der verkrampfte Pseudopatriotismus der „höheren" Schule, der grauenhafte Uebermutstaumel beim Kriegsausbruch, dann der Verfall, das Sterben der Väter, der Hunger der Mütter, während Bauersfrauen sich der halbwüchsigen Ernteaushelfer aus der Stadt um den Preis eines Schinkens auch in ihren verödeten Ehebetten bedienen . . .

Den ganzen Unflatqualm der Zeit zu durchdringen und bis zur Wahrheit vorzustoßen, vermögen natürlich die Augen der Unmündigen noch nicht; aber sie waren doch hell und unverdorben genug, um Aufzeichnungen von einer Objektivität zu ermöglichen, die eine messerscharfe Anklage ist und tief erschüttert. Das Buch ist brennend aktuell. Denn was könnte fesselnder sein, als der Einblick in die Seele der Generation, die sehr bald die maßgebende in Deutschland sein wird? Wenn Glaeser, wenn seine Art zu sehen irgendwie als typisch für diese bürgerliche Jugend gelten könnte, es wäre ein Glück für die ganze Nation.

Werner Richter.

Ernst Preczang: „Zum Lande der Gerechten".

Verlag Buchgilde Gutenberg, Berlin. 215 Seiten. Preis, nur für Mitglieder, 3 Mark.

Ernst Preczangs Roman, der diesen Dichter einer schon älteren Proletariergeneration erst jetzt auf der Höhe seines Könnens zeigt, ist ein ausgesprochen norddeutsches Buch. Tief heimatverwurzelt. Es ist die proletarische Fortsetzung der durch Männer wie Storm und Raabe verkörperten Tradition. Und Ernst Preczang kann gut und gern — rein literarhistorisch gesehen — neben diesen Dichtern bestehen. Inhaltlich gesehen bedeutet er uns selbstverständlich viel mehr als jene Toten. Preczang hat mit gutem Instinkt ein Erziehungsthema gewählt: Das Los eines gequälten Proletarierjungen in den Klauen alter Prügelpädagogik und das langsame Aufschließen einer frostbetroffenen Blüte unter dem behutsamen Tun eines liebenden Gärtners. Was Ernst Preczang immer ausgezeichnet hat, ist in diesem Buch Meisterschaft geworden: Präzision des Ausdrucks, letzter Zusammenklang von Wort und Gefühl; weise Begrenzung auf die volle Einheit des eigenen Wollens und Könnens; vollendete Gestaltung tapferer Frauen; guter Humor. Vielleicht ist der Schluß ein wenig zufällig, vielleicht der große Traum im ersten Teil des Werkes ein wenig zu pädagogisch. Aber solche kleinen persönlichen Bemerkungen sind gleichgültig gegenüber einem Buch, von dem man sagen muß: Es wird keinen Proletarier, keine proletarische Familie in Deutschland geben, die nach dem Lesen dieser Dichtung nicht einen Augenblick der Selbstbesinnung erleben und damit einen Schritt weiter getan haben wird zum Werden einer neuen Welt.

Karl Schröder.

Harry Kemp: „Johnnie, Vagabund des Lebens".

Drei-Masken-Verlag, München. 600 Seiten. Preis brosch. 7 M., geb. 8,50 M.

In kurzen, tagebuchartigen Absätzen sind in diesem Buch die Berichte aneinandergereiht — nicht zu einem Roman, sondern zu einer Biographie, die allerdings romanartig ausklingt. Aber dieser pointierte Schluß ist das unwesentlichste und auch unspannendste an dem Buch. Was den Leser packt, mitreißt, ist der starke Lebensatem, der ihm hier entgegenweht, und der den Vagabunden Johnnie durch das Auf und Ab seines Werdens treibt.

Johnnie ist das Kind eines amerikanischen Arbeiters. Die Mutter stirbt, der Vater irrt unstet im Lande umher. Der Kleine wächst bei den Großeltern auf, lernt Not und Hunger kennen. Aber Kemp erzählt keine Elendsgeschichte. Er bleibt stets so sachlich einfach, daß es dem Leser unmöglich ist, sentimental zu werden. „Es war seit Großvaters Weggang schon immer sehr arm bei uns zugegangen; aber jetzt gab es manchmal nicht ein Stück Brot im Hause. Knochig, mit sommersprossigem Gesicht, schlecht ernährt, ging ich zur Schule. Ich hatte ein Küken als Spielzeug, das glücklicherweise bald eine Henne wurde. Sie legte während dieser schweren Zeit fast jeden Morgen ein Ei für mich." Das ist eine abgeschlossene Schilderung aus der Jugend Johnnies. Viel ausführlicher als diese Magenfragen sind andere Dinge behandelt. Anschaulich, in starken Farben wächst die Umwelt des Kindes aus dem Buch heraus. Und noch eine andere Welt tut sich auf: die der Bücher. Kunst und Leben sind die beiden großen Antriebe für Johnnies Werden. Er stürzt sich ebenso begeistert auf die Abenteuer- und Reiseberichte aus der Bibliothek seines Großvaters wie auf die Gespenstergeschichten der Urgroßmutter und baut sich mit ihrer Hilfe den Weg zum Ozean des Lebens, dessen Rhythmus er begreift und dem er sich anvertraut. Johnnie wird Dichter aus seinem tiefen Welterleben heraus, das ihn immer gleich stark, immer gleich beglückend packt: als Landstreicher und Viehtreiber auf Ozeandampfern, als Fabrikarbeiter und bildungshungriger Student. Im Gefängnis, im christlichen Hospiz, im primitiven Zeltlager mit Weltverbesserern formt er sein Dasein. Und wenn er auch Christentum heuchelt, um in einer kirchlich geleiteten Bildungsanstalt endlich sein Examen zu machen, das ihm, dem Wissensgierigen, die Universität erschließen soll — jäh bricht das Verlangen nach der Wahrheit, die Sehnsucht nach dem eigenen Ich durch; Johnnie schüttelt die Fesseln ab und kehrt zur Landstraße, zum Leben heim.

Im immer wiederholtem Zickzack ziehen sich diese Wege durch das Buch, durch mehr als sechshundert Seiten. Und man wird nicht müde, sie zu wandern, denn sie führen durch blühendes, beneidenswert deutliches Erleben. Johnnie, der Vagabund, ist das größte, was ein Mensch sein kann: ein Mensch. Rudolf Nutt hat das Buch in gutes Deutsch übertragen, so daß der Leser es kaum je empfindet, daß er eine Uebersetzung vor sich hat.

Trude E. Schulz.

Victor Noack: „Am Gängelbande der Not".

Dietz-Verlag, Berlin 1928. 117 S., Preis brosch. 1,80 Mk.

Da greift einer ganz tief hinunter in das Leben der Gegenwart und zeigt uns in kleinen, knappen Skizzen seine Häßlichkeit und Stumpfsinnigkeit. Mitunter, wie in der Erzählung „Diebeshand", verdichtet sich das Einzelerlebnis zum Gleichnis, zum Symbol: die Hand, die dem Wucherer einmal im Mittelalter abgehauen worden ist vom Henker, lebt seither weiter, wächst und breitet sich über die ganze Erde aus. Das ist die Raffgier, die uns alle untergekriegt hat: das moderne, kapitalistische Wirtschaftssystem. Das sind Bilder, die haften bleiben. Auch sonst bemüht sich der Verfasser, die typischen Züge herauszuarbeiten.

Wenn ihm das nicht immer gelingt, so ist daran eine gewisse Eintönigkeit schuld. Er sieht seine Gegenstände nur in der Fläche, nicht plastisch. Oder um ein anderes Bild zu gebrauchen: er malt nur mit einer Farbe: er taucht seine Gemälde alle gleichmäßig in Grau. Dieser anklägerische Ton, so notwendig er an sich sein mag, ermüdet durch seine Gleichmäßigkeit wie ein grauer Novemberhimmel, der auf einer Landschaft lastet. Es fehlt der Kontrast, der den düsteren Grundton um so wirkungsvoller herausheben und vor der Abstumpfung bewahren könnte. Es fehlt, mit einem Wort: die satirische Würze. Es ist die veraltete Technik des Naturalismus, der „Elendskunst". Es fehlt etwas vom Geist des „Simplicissimus".

Hermann Hieber.

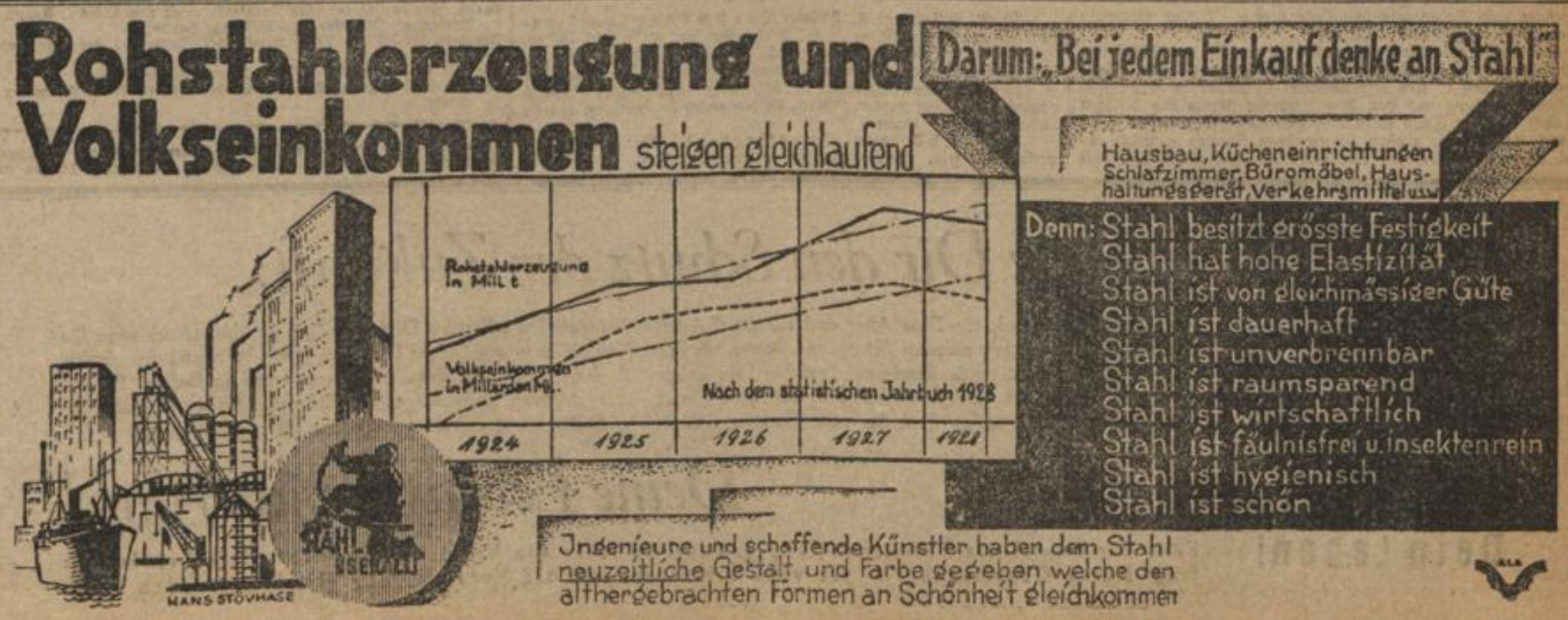
Klabund: „Borgia".

Phaidon-Verlag, Wien 1928. 243 Seiten.

Sollen wir dem Brauch der bürgerlichen Presse folgen und einen Dichter, nur weil er vor kurzem gestorben ist, verhimmeln? Wir dürfen diese Unsitte nicht mitmachen. Wir wollen vielmehr unbekümmert aussprechen, was ist: daß dieser historische Roman nicht viel taugt.

Gerade das, was wir von einer geschichtlichen Darstellung zuerst verlangen: daß sie einen Querschnitt gebe durch eine Epoche, wird durch Klabunds Buch nicht erfüllt. Es ist eine Geschichte, besser gesagt: eine lose aneinandergereihte Folge von Anekdoten aus dem päpstlichen Rom um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, die ausschließlich in den oberen Klassen spielen. Die Geschichte jener abgründig lasterhaften und verworfenen Dynastie der Borgia, die allein genügte, um den Stuhl des „Statthalters Christi auf Erden" ein für allemal zu kompromittieren. Was nützt es uns, diese Sippe von Mördern, Blutschändern, Räubern zu sehen, zu denen nur in der römischen Kaisergeschichte Parallelen zu finden sind — wenn man uns die Kehrseite vorenthält: das verelendete, ausgeplünderte Volk? Gerade in unseren Tagen hat Lion Feuchtwanger mit dem „Jud Süß" gezeigt, wie wertvoll, ja notwendig ein solcher Querschnitt durch den ganzen Volkskörper ist. Bei Klabund schweben die Menschen sozusagen in der Luft. Das Rom der Renaissance kann doch unmöglich nur von Kirchenfürsten und Adel bewohnt gewesen sein.

Ganz flüchtig taucht freilich auch einmal der Reformator von Florenz auf, Savonarola. Aber er bleibt nur Episode. Auch ihm fehlt der wirtschaftliche Ueberbau. Seine Hinrichtung auf dem Marktplatz von Florenz wird sogar geschichtlich falsch dargestellt: er ist nicht einfach verbrannt, sondern über dem Scheiterhaufen am Galgen aufgehängt worden. Immerhin ein Beweis dafür, daß die Geschichte ziemlich willkürlich behandelt worden ist. Dazu kommt jener Fehler, den man schon in dem früheren geschichtlichen Roman „Moreau" empfunden hat: die allzu lockere Form der Darstellung. Für ein so gewichtiges Thema reicht dieser Plauderton nicht aus. Und es ist eine Unart, im deutschen Text italienische Wortspiele und — bei der Audienz eines orientalischen Prinzen am päpstlichen Hofe — ganze türkische Sätze einzustreuen. Schließlich ist vom Leser nicht zu erwarten, daß er türkisch versteht. Daß der Verfasser es konnte, ist uns herzlich gleichgültig. Auch paßt es absolut nicht in den Stil des 16. Jahrhunderts, wenn der Papst Alexander



zu seiner Tochter sagt: „Lächle nicht! Dieses süffisante Lächeln macht mich ganz nervös!"

Geschichtliche Romane sind gut und notwendig. Aber sie dürfen nicht wie Salonlektüre behandelt werden.

Hermann Hieber.

Josef Weisbart: „Der Arbeiter".

Verlag der Neuen Gesellschaft. Berlin-Hessenwinkel. 288 Seiten.

Dieses Buch, in den Verhältnissen der Vorkriegszeit verankert, hält die Mitte zwischen Autobiographie und Roman. Es ist keineswegs nur nach künstlerischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Dem Verfasser fehlt noch die Beherrschung der Form, aber das Werk hat darüber hinaus soziale Bedeutung, es zeigt das typische Schicksal eines hochbegabten Proletariers, der mit einem beinahe faustischen Drang nach Erkenntnis strebt, der erfahren will, „was die Welt im Innersten zusammenhält" und an den Schranken, die ihm gezogen sind, zugrunde geht. Sein Tod, allerdings durch ein körperliches Leiden verursacht, ist künstlerisch das notwendige Ende, da ihm kein anderer Weg offen steht. Jost Weigand, Stempelmacher und Graveur, kämpft um die kulturelle und geistige Hebung des Proletariats. Er sucht eine spezifische Lebensform für seine Klasse, will diese vor Verflachung und Verbürgerlichung retten und ihr idealistisches Streben einimpfen. Doktrinär durch und durch, Esperantist und Abstinenzler, ein puritanischer Mensch mit fast asketischen Anwandlungen, fordert er in einer Zeit, die mit wirtschaftlichen Kämpfen ausgefüllt ist, die Pflege des Geistigen, den kulturellen Willen des Arbeiters. Und er erlebt das Schicksal aller, die ihrer Zeit vorausgeeilt sind. Was er damals erstrebte, ist jetzt Wirklichkeit geworden.

Eine große Begabung wird zerstört, an ihrer Entfaltung gehindert, weil die kapitalistische Gesellschaftsordnung ihren Aufstieg, ihre Ausbildung unmöglich macht, weil alles mühsam erkämpft werden muß, was Angehörigen bemittelter Kreise auf leichteren Wegen zugänglich ist. Sehr weit gespannt bleibt der Interessenkreis dieses Menschen. In ihm das Streben nach Universalität des Wissens und auch die geistige Kraft, den Wissensstoff zu ordnen, ihn zu durchdringen und für das Leben auszuwerten. Ein tragisches Schicksal und dazu von einer Bedeutung, die über das rein Individuelle hinauswächst, denn wie viele ähnliche Kräfte mögen unter dem Druck der Verhältnisse auf gleiche Weise zerbrochen sein?

Alfred Arna.

Publizistik.

Hermann Wendel: Kämpfer und Künder. Essays. Laubsche Verlagsbuchhandlung. 144 S. Preis broschiert 2,50 M., Leinen 3,50 M.

Eine Sammlung von Porträtstudien aus dem Reiche der Literatur, Wissenschaft, Politik, zur Einheit gebunden durch Gemeinsamkeit des Wollens, der Wegrichtung, des Zieles. Im Geleitwort heißt es: „Keiner begnügte sich, am Strand der Gegenwart Anker zu werfen und die Welt als gegeben hinzunehmen. Alle hißten, sei es bei manchem auch nur als Wimpel für gelegentliche Fahrt, die Flagge der Zukunft."

Zumeist sind es Sterne zweiter Größe, dem Bewußtsein der Allgemeinheit weniger vertraut, die hier in ihrem Wesen und Wirken liebevoll erfaßt, in ihrer ideellen und politischen Grundrichtung skizziert werden. So begegnen wir den Dichtern Hölty und Voß, letzterer für den heutigen Menschen nur noch durch seine Homer-Uebersetzung bedeutungsvoll, während Goethe, Tränen der Rührung in den Augen, Stellen aus dessen „Luise" und „Siebzigsten Geburtstag" seiner Sonntagsgesellschaft vorzulesen pflegte. Im Jahre 1772 hatten sich Hölty, Voß und einige andere Dichter, deren Namen nur noch dem Fachkundigen etwas bedeuten, im Ueberschwang ihrer Gefühle zum „Hainbund" zusammengefunden. Deutsches Nationalgefühl und demokratisch-republikanische Gesinnung, ein „in tyrannos" bildeten den geistigen Gehalt des Bundes, waren die Grundthemen, auf die ihre im Musenalmanach veröffentlichten Dichtungen abgestimmt waren.

Jean Paul, der skurile Idylliker, der in seinen Novellen und Romanen den barocken, den Jean-Paulschen Menschen geschildert, den deutschen Sonderling, der uns auch aus Spitzwegs Bildern entgegenblickt, lernen wir hier als Freiheitsapostel und Pazifist, als Verkünder einer Universalrepublik der Erde kennen.

Es folgen die Porträtstudie des Geistesbeschwörers und Hexenmeisters, des Romantikers E. T. A. Hoffmann, und die einer ganz anderen Gestalt, des preußischen Offiziers Heinrich von Kleist, des großen Tragikers in Leben und Dichtung, den die Nachwelt in die Ruhmeshalle der deutschen Klassiker gewählt hat.

Von den theoretischen und praktischen Begründern des Sozialismus und der Arbeiterbewegung sind in diesem Büchlein Engels und Schweitzer vertreten. Dann eine Sonne im Reiche des Geistes: Voltaire, der Befreier von Vorurteilen, der Vollender der „Aufklärung", der geistige Vater der großen Revolution. Neben anderen, Politikern, Historikern, Dichtern, noch die beiden großen Romanciers des 19. Jahrhunderts, Flaubert und Anatole France.

Flaubert, ein Großer und Größter auf dem Gebiete der Literatur, verdankt seine Einreihung in die Gruppe von „Kämpfern und Kündern" der von ihm geschaffenen Kunstform des Realismus, der zur Satire des Bürgertums der orleanistischen Zeit wird.

Anatole France, eine Gestalt unserer Tage, der neben Zola für Dreyfuß Partei ergriffen, der Pazifist ist, weil der gesunde Menschenverstand verbietet, einander die Kehlen zu durchschneiden, statt sich zu vertragen, der Sozialist ist, weil es gegen den „bon sens" geht, daß in der bürgerlichen Gesellschaft der Diebstahl verdammenswert und das Ergebnis des Diebstahls geheiligt ist.

Die Essays, die Hermann Wendel uns beschert hat, werden jedem Leser Belehrung und ästhetisches Vergnügen bringen, wenn auch ihre Zusammenfügung unter dem Titel „Kämpfer und Künder" gewagt erscheint. Oder sollten wir hier nur den Beginn einer Reihe von Skizzen vor uns haben? Uns fehlen so viele „Kämpfer und Künder." Dr. Constanze Glaser.

Jakob Wassermann: Lebensdienst. Gesammelte Studien, Erfahrungen und Reden aus drei Jahrzehnten. Verlag Grethlein und Co., Leipzig 1928. 600 Seiten.

Einem Dichter wie Wassermann, der berufen ist, in geschlossenen Schöpfungen über große Menschheitsfragen sich auszudrücken, glaubt man es willig, daß er sein ursprüngliches Widerstreben gegen eine Art Essay-Sammlung nur von dem stärkeren Motiv hat besiegen lassen, auch in dieser Form einen Lebensdienst zu leisten.

Denn, von seinem großen künstlerischen Können zunächst abgesehen, ist es vor allem der edle Geist der Humanität, von dem sein Wesen und Werk erfüllt ist, der ihn über manche Zeitgenossen von dichterischem Rang hinaushebt.

Und hier, aus diesen Aufsätzen und Reden dringt seine Stimme ganz unmittelbar zu uns.

Unmöglich, dem Reichtum dieser Gaben in einer kurzen Besprechung gerecht zu werden. Aus dem mehr literarischen Teil seien die Aufsätze über Dostojewsky, Joseph Conrad und den „Jürg Jenatsch" genannt, aus Würdigungen bedeutender Männer der Nachruf für Busoni. Hochinteressant ist die Schilderung seiner Amerikareise, die starke Eindrücke ohne die übliche Typisierung vermittelt.

Studien wie die über „Sprachgeist" und „Auflösung der Form" und die Reden „Ueber die Gestalt" und „Ueber Humanität" stehen an Tiefe der Auffassung und klassischer Klarheit auf der Höhe Nietzscheanischer Prägung. Und man lese auch, was Nietzsche in „Menschliches Allzumenschliches" über Antisemitismus sagt, und wird erstaunt sein, wie sich diese beiden Geister von verschiedenen Richtungen kommend auf der gleichen Linie höchster Humanität begegnen. In dem Abschnitt über Antisemitismus und Rassenfrage und einer ergreifenden Würdigung Rathenaus setzt sich Wassermann mit diesem schmerzlichen Problem in einer Weise auseinander, daß man wünschen möchte, allen Deutschen kämen diese Zeilen zu Gesicht. Wer würde nicht von der Tragik eines Mannes wie Rathenau (und auch Wassermann selbst?) erschüttert, der für ein Volk alles gibt und opfert und dem von einem großen Teil dieser Nation nicht einmal volles Heimatsrecht zugestanden, geschweige denn Gegenliebe gewährt wird.

In diesem Teil des Buches, besonders in einer Abhandlung „Teilnahme des Dichters an der Politik" kommt als ethische Forderung zum Ausdruck, daß auch der Dichter, der Dichter erst recht, aber nur von einer hohen Warte aus, an der Politik teilhaben muß; denn auch Politik im reinen Sinn ist für Wassermann nichts andres als Lebens-Menschheitsdienst. Richard Goßmann.

Länderkunde.

Hürlimann: Indien. Verlag Ernst Wasmuth A.-G., Berlin W. 8. 36 Seiten Text und 304 Bilder. Preis in Leinen 26 M.

Wie stattlich ist die Zahl deutscher Gelehrter, die mit viel Talent und redlichem Bemühen die Philosophie und die Religionen Indiens studierten und diese Gedankenwelt ihrem Volk im grauen Norden vermittelten! Aber gar wenige Deutsche können jemals in ihrem Leben Indien selbst sehen. Jetzt unternehmen es Autor und Verlag eines großen Bildwerkes, uns das Land, seine Landschaften, Städte, Bauwerke, Lebensformen und Volkstypen durch wohlgelungene, in Kupfertiefdruck ausgeführte Reproduktionen von Photostudien vor Augen zu führen. Nicht weniger als 304 Bilder im Format von 23 zu 30 Zentimetern, von denen jedes einzelne eingerahmt als vornehmer Zimmerschmuck dienen könnte, enthält das vorliegende Album. Selbst der indische Himmel mit seinem eigenartigen, unbeschreiblichen Reiz wird in bestmöglichem Abglanz widergespiegelt. Die Landschaftsaufnahmen zeigen uns zauberhafte Kokoshaine, die stille, geheimnisvolle Wasser umsäumen, Dschungeln verschiedenen Schlages, Pfefferranken, Palmenwälder, Küstenstriche, Basaltstufen aus der Hochfläche des Dekhan, phantastisches Granitgetürm, daneben die unsagbare Anmut der himmlischen Bengalenheimat, und wiederum die unheimlich-grandiose Herrlichkeit der Himalayastriche. Dann sehen wir Dörfer-, Städte- und Straßenbilder, das Gewirr der orientalischen Bazare, Typen von Fischern, Seglern, Goldschmieden und Ochsenkarren; Bettelmönche und Akrobaten. Und endlich, in berauschender Fülle, Bauwerke aller indischen Kultur- und Religionssphären. Welch verschiedene Welten der Idee und Empfindung müssen es gewesen sein, die den in Felsmasse gehauenen Tempelgiganten von Elephanta und andererseits das feine Minarettwerk in Haiderabad hervorbrachten. Und was für ein Unterschied zwischen den buddhistischen Tempelhöhlen von Ajanta und den Prachtbauten der Moslimkaiser im indischen Norden! Dieses Bilderpanorama führt uns durch das ganze Land in allen Himmelsrichtungen und bietet sogar Ansichten von Gegenden und Kunstwerken, auf die nie zuvor ein photographisches Objektiv gerichtet war. Ja, Indien ist nicht nur eine Welt für sich, sondern birgt zwischen der in Tropenglut sengenden Madrasprovinz und der wilden Herrlichkeit von Kaschmir und Darjeeling mehr Verschiedenheit und Buntheit der Natur und Kultur, als irgend eine andere gleich große Landmasse des Erdballes.

Dies Werk aber darf für sich beanspruchen, uns davon zum erstenmal eine bildhafte Anschauung von Lebendigkeit gegeben zu haben. Sein Preis von 26 Mark ist bei heutigen Verhältnissen wohlfeil zu nennen. Auch der Einleitungstext unterscheidet sich im ganzen recht vorteilhaft von dem hochmütig-dünnen Humbug, womit gewisse „Kenner" Indiens in Europa über indische Eigenart und Besonderheiten hausieren gehen.

Der Verfasser gibt die notwendigen und nützlichen Erläuterungen in der Form einer knappen, in lebendigem Stile geschriebenen Skizzierung indischer Landschaft und Volkheit und besonders indischer Kultur und Religion. Er würdigt auch kurz die modernen Freiheitsbestrebungen des niedergetretenen Landes und verrät bei allem ein erfreuliches Maß von Einfühlungsvermögen. Nur einmal läßt er sich, für einen kurzen Moment, auf die Spuren übelwollenden Urteils locken: Er sagt gerade von den Bewohnern des Gangestales, daß diese „willenlos in den Tag leben". Polizeipräsident Teggart, der Geßler am heiligen Strom, könnte ihm Auskunft darüber geben, wieviel Geld die nötige Korruption und Spionage zur Unterdrückung der höchst rührigen Freiheitsbewegung allein in Bengalen alljährlich kostet. Doch bei einem Kunstwerk von dem Werte dieses Orientpanoramas ist eine einzige kleine Entgleisung in den Einführungsworten nebensächlich, und die Kritik daran mag sich sogar kleinlich ausmachen.. Aber zur Ehrenrettung des charmanten Bengalenvolkes sei sie ausgesprochen — gerade weil man im übrigen das verdienstvolle Buch ganz herzlich empfehlen kann. F. J. Furtwängler.

Rechtspflege.

Dr. A. Fessart und **C. Phönix:** Das ABC des Angeklagten. Linser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Pankow. 1928. 107 Seiten.

Ein tief menschliches und deshalb notwendiges Buch. Kein Zufall, daß es gerade in diesem Augenblick erscheint. Je weiter, um so drängender das Bewußtsein, daß dem Angeklagten Rechtsgarantien gewährt werden müssen, die ihn gegen die Justizmaschinerie widerstandsfähig machen.

Das ABC des Angeklagten! Wer wollte so verstiegen sein, von sich zu behaupten, daß er nie in die Lage eines Angeklagten geraten könnte. Vielleicht sollte deshalb das ABC des Angeklagten im gleichen Maße zum Haus- und Handbuch werden, wie ein populäres medizinisches Handbuch es ist. Denn allgemeinverständlich und spannend ist dieses ABC des Angeklagten. Und was nicht weniger wichtig, es ist mit warmem Gefühl für die Hilflosigkeit des Angeschuldigten und Angeklagten geschrieben. Man stelle sich nur den Unbemittelten vor, der Durchsuchung und Beschlagnahmung, polizeiliches Verhör und Verhaftung, Voruntersuchung und Erhebung der öffentlichen Anklage und schließlich die Hauptverhandlung über sich ergehen lassen muß. Nur in wenigen Fällen wird ihm ein Offizialverteidiger von Gerichts wegen zur Seite gestellt, und dies erst nach Einhändigung der Anklageschrift. So ist er mit Haut und Haaren dem jeweiligen Rechtsgefühl und menschlichen Wohlwollen der Justizbehörden ausgeliefert.

Das „ABC des Angeklagten" wird hier zum Nachschlagebuch ersten Ranges. Man könnte sich wohl denken, daß ein ähnliches, vielleicht noch kürzer gefaßtes Buch einem jeden Beschuldigten sofort nach der Verhaftung oder vor dem polizeilichen Verhör von Rechts wegen eingehändigt würde, damit er sich nicht in den Fallen verstrickt, die ihm hier gestellt werden. Was weiß er von seinen Rechten und was weiß er von den Pflichten des Gerichts, seine Rechte wahrzunehmen? Das „ABC des Angeklagten" führt nicht nur Schritt für Schritt, ohne überhaupt einen Paragraphen zu erwähnen, durch den Strafprozeß. Es gibt auch wertvolle Verhaltungsmaßregeln für den Beschuldigten bei der Vernehmung und für den Angeschuldigten in der Hauptverhandlung. Wieviel hängt doch von den polizeilichen Protokollen ab, die mit so großem Raffinement aufgenommen und später vom Untersuchungsrichter übernommen werden und welch große Rolle spielt die Art des Verhaltens des Angeklagten vor seinen Richtern!

Schließlich enthält das Büchlein auch gute Ratschläge für das Verhalten in der Untersuchungshaft. Es ist die Vorbereitungszeit zur Hauptverhandlung. Da gilt es, gesund zu bleiben an Körper und Geist, um für den entscheidenden Tag gewappnet zu sein.

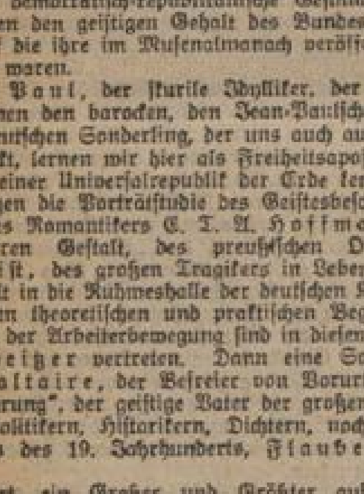
Leo Rosenthal.

Neue Bücher.

(Besprechung der eingegangenen Bücher bleibt vorbehalten.)

R. Arnheim, A. L. Schiller. Jugend und Welt. Band 2. Williams u. Co., Berlin-Grunewald.
P. Bornstein. F. Friedrich Hebbel. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.
H. Conilen. Der rote Lamá. Strecker u. Schröder, Stuttgart.
Frederik A. Cook. Zum Mittelpunkt der Arktis. G. Westermann, Braunschweig.
J. David und Th. Lüddecke. Industrieller Friede. P. List, Leipzig.
F. Dülberg. Marianna Strehla. Weltgeist-Bücher, Verlag. G. m. b. H., Berlin.
P. Ernst. Saat auf Hoffnung. G. Müller, München.
H. H. Ewers. Fundvogel. Die Geschichte einer Wandlung. Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.
A. Fadejew. Die Neunzehn. Verlag für Literatur und Politik, Berlin.
Horst P. Falcke. Vor dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg. C. Reißner, Dresden.
Alfred Frankenfeld. Oesterreichs Spiel mit dem Kriege. C. Reißner, Dresden.
Dr. G. Fuchs. Genossenschaftsrecht und Genossenschaftswesen. G. A. Gloeckner, Leipzig.
H. Gorter. Der historische Materialismus. Buchhandlung für Arbeiterliteratur, Berlin.
G. Glück. Die Kunst der Renaissance in Deutschland. Propyläen-Verlag, Berlin.
W. Hagemann. Gestaltwechsel Afrikas. Germania A.-G., Berlin.
H. O. Henel. 400 Jahre Schindluder. Freidenker-Verlag, Berlin.
A. Hesse. Meine Brüder. Safari-Verlag, Berlin.
Edwin Hoernle. Die Industrialisierung der Landwirtschaft. Internationaler Arbeiterverlag, G. m. b. H., Berlin.
A. Kerenski. Erinnerungen. Vom Sturz des Zarentums bis zu Lenins Staatsstreich. C. Reißner, Dresden.
E. Knauf. Empörung und Gestaltung. (Künstlerprofile von Daumier bis Kollwitz.) Büchergilde Gutenberg.
Dr. L. Koch. Um Grönlands Norden. G. Westermann, Braunschweig.
Kürschners Jahrbuch 1929. H. Hillger, Berlin, Leipzig.
S. Lagerlöf. Anna, das Mädchen aus Dalarne. A. Langen, München.
Dr. C. Lenk. Frauentypen. Heilige, Mütter, Dirnen. Dr. Madaus u. Co., Berlin.
Gordon Maccreagh. Weißwasser und Schwarzwasser. Bericht über zwei Jahre Abenteuer am Rio Beni und Rio Negro. F. A. Brockhaus, Leipzig.
A. Madelung. Das Gut auf dem Mond. S. Fischer, Berlin.
F. Masereel. Das Werk. Bilderroman. K. Wolff, München.
E. Mendelsohn. Rußland—Europa—Amerika. Architektonischer Querschnitt. R. Mosse, Berlin.
K. Michaelis. Bibi. (Mädchenbuch.) H. Stuffer, Berlin.
H. Mühle. Herausgeber. Das proletarische Schicksal. (Arbeiterdichtung.) L. Klotz, Gotha.
R. Neumann. Jagd auf Menschen und Gespenster. J. Engelhorns Nf., Stuttgart.
G. Rainer. Moskau. Die landwirtschaftlichen Genossenschaften in der Sowjet-Union. P. Parey, Berlin.
E. Reventlow. Briefe der Gräfin Franziska zu Reventlow. A. Langen, München.
C. Roß. Mit Kamera, Kind und Kegel durch Afrika. F. A. Brockhaus, Leipzig.
W. Schäfer. Die Anekdoten. G. Müller, München.
Ph. Scheidemann. Memoiren eines Sozialdemokraten. Zwei Bände. C. Reißner, Dresden.
A. Schirokauer. Lassalle. P. List, Leipzig.
H. Schück und A. Schlamm. Dynamit, Petroleum, Pazifismus. P. List, Leipzig.
B. Shaw. Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus. S. Fischer, Berlin.
F. Stahl. Rom. Das Gesicht der ewigen Stadt. R. Mosse, Berlin.
Booth Tarkington. Der Mann mit den Dollars. E. P. Tal u. Co., Wien.
L. Trotzki. Die wirkliche Lage in Rußland. Avalun-Verlag, Hellerau bei Dresden.
E. Wesse. Großmachtfilm. Das Geschöpf von Kunst und Technik. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.
Th. Wilder. Die Brücke von San Luis Rey. E. P. Tal u. Co., Wien.
K. F. Wolff. Der heutige Stand der Rassenforschung. C. Kabitzsch, Leipzig.
Wl. Woytinsky. Zehn Jahre neues Deutschland. R. Mosse, Berlin.
Bericht über den 32. deutschen Krankenkassentag vom 5. bis 7. August 1928. Verlagsges. Deutscher Krankenkassen, Berlin.
Jahrbuch 1926/27 der Ambulatorien des Verbandes der Krankenkassen, Berlin.
Die rote Kinderrepublik. Arbeiter-Jugend-Verlag, Berlin.
Die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft. W. de Gruyter u. Co., Berlin.

Sämtliche hier angezeigten Bücher können durch die Buchhandlung J. H. W. Dietz Nachf., Berlin SW 68, Lindenstr. 2, bezogen werden.



Erhalte Dir den Schutz der Zukunft:

Als festen Grundstock für Dein Alter und für die Zukunft Deiner Kinder, als einzig sicheren Schutz der Deinen für den Fall, daß sie Dich einstmals überleben, hast Du Dein Leben vorsorglich versichert. ERHALTE Dir dies gute Pfand, das Dir allein zur rechten Zeit die volle Summe sichert: indem Du pünktlich Deinen Beitrag einzahlst. Auch wenn Du wirklich einmal Deinen Beitrag nicht erschwingen kannst, bring' darum nicht die Zukunft Deiner Lieben in Gefahr. Es gibt auch dann noch Wege, wie Du die sicherste und stärkste Stütze Eurer Zukunft auch weiter Dir erhalten kannst:

Deine Lebensversicherung!

Fällt Dir einmal die Prämienzahlung schwer, so lasse die Versicherung nicht gleich verfallen: frag' Deine Gesellschaft — sie wird Dir raten, wie die Versicherung erhalten werden kann.